

Das sogenannte Unbewußte

(4.) Introspektion: Über den Blick nach innen

Ein fünfteiliger Wissenschaftsreport von Dieter E. Zimmer

Einer landläufigen Vorstellung zufolge ist der Mensch für sich selber völlig durchsichtig. Um sich selbst zu erkennen, müsse er nur fleißig in sich hineinsehen. „Erkenne dich selbst!“ stand über dem Apollotempel in Delphi. In Ciceros Übersetzung – *nosce te ipsum* – blieb es einer der Leitsätze der abendländischen Kultur. Aber nun ist es erwiesen: durch Introspektion erkennt der Mensch fast nichts – und selbst seinen lebhaftesten Erinnerungen kann er wenig trauen

SIGMUND FREUD hat sich selber neben Kopernikus und Darwin gestellt – aber kurioserweise nicht als einer, der das Wissen der Menschheit bereichert hätte wie sie, sondern als jemand, der ihr eine noch deftigere Ohrfeige verpaßt hat. Erst die „kosmologische Kränkung der menschlichen Eigenliebe“ durch Kopernikus, der die Erde aus dem Mittelpunkt des Universums vertrieb, dann die biologische durch die Abstammungstheorie und nun auch noch die psychologische: nämlich seine, Freuds, eigene Lehre vom „übermächtigen Unbewußten“, die dem Menschen die Einsicht zumutete, „daß er nicht einmal Herr ist im eigenen Hause“. ⁶ (In seiner gerade erschienenen Abrechnung mit der Psychoanalyse stellt der Psychologe Hans Jürgen Eysenck Freud dagegen neben Andersen und die Brüder Grimm.)

Wenn die Geschichte der Kultur wirklich ein Ohrfeigenwettbewerb sein sollte und der Mensch kränkbar durch die Einsicht, daß er seiner selbst nur sehr mangelhaft bewußt ist – dann müßte sich der Wanderpokal mittlerweile wohl bei einem Psychologieprofessor der Universität Michigan mit Namen Richard Nisbett befinden. Nisbett hat zusammen mit Timothy Wilson in den siebziger Jahren eine Reihe von Experimenten durchgeführt, die das Bild des Menschen als eines sich selber bewußten Wesens in die Rumpelkammer relegieren. Ihr Ergebnis läßt sich in einem einzigen Satz unterbringen: Mit dem Blick nach innen ergründen wir unsere eigenen Beweggründe nicht – wir glauben nur, wir wüßten, was uns treibt.

In der Pop-Psychologie stehen wir als zwar nicht immer rationale, aber doch ganz und gar bewußte Wesen da, abgesehen von dem irrationalen unbewußten Homunculus im Keller unserer Seele, der uns manchmal in die Parade fährt. In jenem Teil der Psyche, den Freud „das Ich“ nannte, glauben wir uns der Herr. Dieses „Ich“ werde zwar untergraben von „dem Unbewußten“, einem inneren Kobold, der ihm gegen seinen Willen manchen Schabernack spiele, sei aber selbst bei vollem Bewußtsein und bei Verstand. Wir sind überzeugt, daß wir meist wissen, was uns bei unseren Urteilen und Handlungen beeinflußt und bestimmt, daß wir sie uns bewußt überlegen und daß wir nur in uns selber hineinzusehen brauchen, um zu erkennen, warum wir dieses tun und jenes lassen.

Der Irrtum könnte nicht größer sein.

Daß wir über uns selber ziemlich schlecht Bescheid wissen, war schon bei etlichen Experimenten klargeworden, die eigentlich anderen Fragen gegolten hatten. Zum Beispiel hatte sich gezeigt, daß ein Mensch einem anderen um so eher zu Hilfe eilt, je weniger Zeugen er hat. Stehen andere dabei, so sinkt seine Hilfsbereitschaft. Ihre Abwesenheit ist einer der wirklich wirklichen Gründe für sein Eingreifen, so sehr, daß man jedem, der Hilfe braucht, nur wünschen kann, seine Hilferufe mögen nur einen einzelnen erreichen und nicht eine ganze Menschenmenge. Aber die Leute wissen nicht, daß ihr Handeln von der Anwesenheit anderer beeinflußt wird. Sagt oder demonstriert man es ihnen, so streiten sie es beharrlich ab.¹²

In einem anderen Versuch waren Oberschüler nach ihrer Einstellung zu einer damals bewegenden politischen Frage befragt worden, der Rassenintegration in der Schule. Ein paar Wochen später fanden Gruppendiskussionen statt, getrennt für die Befürworter und die Gegner der gemischtrassigen Schule. Dabei war ein in das Experiment eingeweihter Schüler anwesend, der mit sorgfältig vorbereiteten Argumenten versuchen sollte, jede Gruppe vom Gegenteil zu überzeugen – und der das auch weitgehend schaffte. Es fand also ein allgemeiner Meinungsumschwung in beiden Richtungen statt – aus Befürwortern wurden Gegner, aus Gegnern Befürworter. Dann sollten die Schüler sich noch einmal an ihre früheren Meinungen erinnern. Aber ihr Gedächtnis hatte die vorherigen Meinungen umfrisiert. Ihren tatsächlichen Meinungswandel bemerkten sie selber gar nicht.¹⁰

Derlei Befunde waren es, die Nisbett und Wilson dazu brachten, in einer Serie von neun Experimenten dieser sonderbaren Unkenntnis des eigenen Inneren nachzugehen.^{13,14}

In zwei dieser Experimente beispielsweise tarnten sich die Versuchsleiter als Marktforscher, die in Bekleidungsgeschäften die Meinung der Kundschaft einholen. Sie legten vier Damenstrümpfe oder Nachthemden nebeneinander aus und baten die Vorübergehenden, dies Angebot zu begutachten. Diese

musterten die Waren und entschieden sich dann jeweils für einen der Artikel: der oder der sei der beste. Was sie nicht wußten, war, daß es in diesem Fall gar keinen besten gab; alle vier waren nämlich völlig identisch. Die meisten entschieden sich für den, der rechts lag. Auch davon wußten sie nichts, und als man sie fragte, ob die Position ihre Entscheidung beeinflußt habe, stritten sie es entrüstet ab. Obwohl er uns nicht bewußt ist, gibt es diesen Positionseffekt aber, und er beeinflußt unsere Wahl. Warum er das tut, weiß kein Mensch. Vielleicht kommt es daher, daß man Reihen von Artikeln wie Schriftzeilen von links nach rechts mustert und als vorsichtiger Käufer allen zuerst gesehenen Artikeln gegenüber mißtrauisch bleibt; vielleicht liegt es an der Verschiedenheit der beiden Gehirnhälften, von denen die linke, die die rechten Artikel zuerst sieht, positivere Gefühle hat; vielleicht hat es auch ganz andere Gründe. Und niemand wird es jedenfalls in Erfahrung bringen, indem er in sich hineinschaut.

Bei einem anderen Experiment führte man drei Gruppen von Studenten einen Dokumentarfilm über Armut in der Großstadt vor. Eine Gruppe sah den Film unter einwandfreien Bedingungen. Bei der zweiten Gruppe war die Projektion unscharf. Bei der dritten kreischte draußen eine Kreissäge. Als man die Zuschauer im Anschluß bat, den Film in mehrerer Hinsicht zu bewerten, und sich bei der Gelegenheit erkundigte, ob die Störungen ihre Bewertung ungünstig beeinflußt hätten, sagten sie ja, vor allem jene, die der Lärm gestört hatte. Tatsächlich aber beurteilten alle drei Gruppen den Film völlig gleich. Also hatten die meisten fälschlich gemeint, sie seien in ihrem Urteil durch die Störungen negativ beeinflußt worden. Introspektion hatte sie nicht vor dem Irrtum über sich selber bewahrt.

In einem weiteren Versuch zeigte man Studenten einen Videofilm, in dem ein Professor mit belgischem Akzent einen pädagogischen Vortrag hielt. Es gab diesen Film in zwei Fassungen. In jeder Hinsicht waren sie gleich: gleicher Text, gleiche Person, gleiche Kleidung, gleiche Manierismen, gleicher Akzent. Nur in einem Punkt waren sie verschieden: In der einen Fassung sprach der Mann betont freundlich, in der anderen betont kalt. Dann fragte man die Studenten, wie ihnen der Professor insgesamt gefallen habe und wie sie seine Attribute – Erscheinung, Manierismen und Akzent – beurteilten. Wie fast zu erwarten, hatte er ihnen in der „warmen“ Version gefallen, in der „kalten“ mißfallen. Die ihn mochten, beurteilten auch seine Attribute günstig; die anderen nicht. Daß ihr Urteil über seine Attribute davon abhängig gewesen sei, ob er ihnen insgesamt gefiel oder nicht, stritten sie indessen ab. Alle waren der Meinung, ihr Gefallen oder Mißfallen sei von seinem Aussehen, seinen Manierismen oder seinem Akzent bestimmt worden. Ursache und Wirkung hatten sie miteinander vertauscht.

Aber vielleicht waren die Menschen über ihre eigenen Beweggründe viel besser orientiert, wenn es um Wichtigeres ging als die Wahl zwischen vier

Strümpfen und wenn sie Gelegenheit hatten, über sich selber nachzudenken?

Nisbett berichtet auch von einer Studie, die Wichtigem galt: dem tagtäglichen Stimmungswandel. Zwei Monate lang führte eine Anzahl von Frauen Protokoll. Auf der einen Seite notierten sie ihre jeweilige Stimmungslage, auf der anderen ein paar objektive Daten: das Wetter, das körperliche Befinden, die Schlafdauer der vorhergehenden Nacht, den Tag im Menstruationszyklus, die sexuelle Aktivität, den Wochentag. Anhand dieser Angaben ließ sich ausrechnen, von welchen dieser Faktoren, wenn überhaupt, die jeweilige Stimmung tatsächlich am meisten abgehängt hatte. Daneben wurden die Frauen gefragt, welche Faktoren ihrer Meinung nach die ausschlaggebenden gewesen seien. Die Übereinstimmung zwischen objektiven und subjektiven Aussagen war nur gering. Subjektiv wurde der Schlaf für das Wichtigste gehalten, objektiv war er ziemlich gleichgültig. Subjektiv erschien der Wochentag nebensächlich; objektiv war er von großer Bedeutung. Subjektive und objektive Einschätzung stimmten noch am stärksten, wenn auch nur geringfügig, in puncto „Menstruation“ und „Orgasmus“ überein; in puncto „Schlaf“ und „körperliches Befinden“ so gut wie gar nicht; je stärker die Stimmung der Frau aber tatsächlich vom „Wetter“ und vom „Wochentag“ abgehängt hatte, für desto unmaßgeblicher hielt sie beide. Diese Frauen hatten sich monatelang bewußt nach den Gründen für ihre wechselnden Stimmungen ausgeforscht; erkannt hatten sie sie nur höchst mangelhaft.

„Die Ergebnisse rechtfertigen den größten Pessimismus hinsichtlich der menschlichen Fähigkeit, die eigenen Denkprozesse zutreffend zu beschreiben“ – so Nisbetts Schluß.

Indessen, die Menschen beschreiben sie doch, und sie sind der felsenfesten Überzeugung, daß sie sie in der Regel richtig erkennen und beschreiben. Woher nehmen sie ihre Kenntnis?

In einem anderen Experiment wurden den Teilnehmern die angeblichen Stellenbewerbungsunterlagen einer Sozialhelferin vorgelegt. Sie waren manipuliert. Manche enthielten einen Hinweis auf ihr gutes Aussehen, andere auf ihre guten Zensuren, wieder andere auf eine Ungeschicklichkeit (sie habe Kaffee auf dem Schreibtisch des Interviewers verschüttet) oder einen Autounfall, in den sie verwickelt gewesen sei; oder man sagte den Versuchspersonen, sie würden die Bewerberin persönlich kennenlernen. Die Testteilnehmer sollten angeben, wie sympathisch die Frau ihnen war, wie sehr sie auf die Sorgen ihrer Klienten eingehen würde, wie intelligent und wie flexibel sie ihnen vorkomme; außerdem, wie stark die manipulierten Faktoren ihrer eigenen Meinung nach ihre Bewertungen beeinflußt hätten. So ließ sich ausmachen, wie sehr die manipulierten Informationen die einzelnen Bewertungen objektiv beeinflußt hatten; und dieser objektive Einfluß ließ sich der subjektiven Einschätzung gegenüberstellen. Nur in einem Punkt ergab sich eine

hohe Übereinstimmung: Der Hinweis auf die akademischen Leistungen beeinflusste die Einschätzung der Intelligenz der Bewerberin objektiv wie subjektiv stark. Im übrigen tappten die Versuchspersonen im Nebel.

Soweit waren nur die früheren Experimente noch einmal bestätigt worden. Nun aber taten Nisbett und Wilson etwas Listiges. Sie legten einer anderen Gruppe nicht die Bewerbungsunterlagen, sondern nur entsprechende theoretische Fragen vor, in der Art: „Hätte gutes Aussehen Einfluß darauf, ob Ihnen ein anderer Mensch gefällt?“ Sie fragten also nicht nach irgendwelchen eigenen Urteilsprozessen, sondern nach ihren allgemeinen Annahmen über das Zustandekommen von Urteilen. Und da zeigte es sich, daß die Befragten in völliger Unkenntnis des speziellen Falles den einzelnen Faktoren genau dasselbe Gewicht beimaßen wie die Versuchspersonen, die die ganze Akte studiert hatten. Diese hatten wohl in sich hineingeschaut. Aber ihre Introspektion hatte nicht die Prozesse an den Tag gebracht, aus denen ihr Urteil tatsächlich hervorgegangen war. Was sie ins Bewußtsein geholt hatte, waren die gängigen Theorien über das Zustandekommen von Urteilen. Nur wo die Theorien zufällig richtig waren, stimmten subjektive und objektive Gründe überein. Daß gute akademische Leistungen auf Intelligenz schließen lassen, ist eine gängige und richtige Theorie; dieser Einflußfaktor wurde also auch richtig erkannt. Für die nachweislich richtige Tatsache, daß uns gut aussehende Menschen eher gefallen, gibt es dagegen keine gängige Theorie: die gängige Theorie in diesem Punkt besagt eher, daß Äußerlichkeiten keinen Einfluß auf unsere Wertschätzung hätten oder haben sollten. Also verkannten die Versuchspersonen den Einfluß, den das Aussehen auf sie ausgeübt hatte. Sie hatten eben nicht ihre eigenen Urteilsprozesse befragt. Sie hatten zu Rate gezogen, was „man“ so meint, und diese Konsultation geläufiger Theorien hatten sie mit Introspektion verwechselt. Tatsächlich wurden ihre eigenen Urteilsprozesse von ihnen um nichts richtiger eingeschätzt als von jenen, die man nur nach ihren Theorien fragte.

„Wie andere Menschen in Alltagssituationen haben wahrscheinlich auch die Probanden in diesen Experimenten nicht einmal den Versuch gemacht, ihre Erinnerungen an die eigenen Denkprozesse zu befragen“, resümiert Nisbett. Statt dessen griffen sie zunächst auf Erklärungen zurück, die in ihrem Kulturkreis im Schwange waren, und wo ihnen keine in den Sinn kamen, entwarfen sie eigenhändig eine in Frage kommende Theorie. Ihre Erklärung entstammte nicht der Introspektion. „Es ist beängstigend, daß man selber nichts Gewisseres über die Arbeitsweise des eigenen Geistes weiß als ein Außenstehender, der die Lebensgeschichte kennt und weiß, was einen bei der Urteilsbildung beeinflusst haben könnte.“

Jeder ist sich selber der nächste und kennt seine eigene Lebensgeschichte am besten; jeder entwirft die meisten, und die interessantesten, Theorien über die eigene Person und ist zudem in der vorteilhaften Lage, sie in vielen

Situationen immer wieder testen zu können. Insofern weiß jeder über sich selbst tatsächlich mehr als jeder andere. Aber er weiß es eben nicht aus der Beobachtung der eigenen Urteilsprozesse. Das wiederum heißt nicht, daß wir immer im Irrtum sein müssen, wenn wir unserm Geist Auskunft über unsere Beweggründe abverlangen. Wir werden, so Nisbett, sie um so eher richtig erkennen, je deutlicher uns erstens die Faktoren bewußt sind, von denen sie abhängen, je plausiblere Theorien uns zweitens zur Verfügung stehen und je weniger wir drittens auf falsche Fährten gelockt werden von Faktoren, die ebenfalls in Frage kämen, aber tatsächlich ohne Einfluß sind. Wenn wir erstens den Lavendelduft einer Seife bemerken und identifizieren, wenn wir zweitens wissen, daß Lavendel der Nase wohlgefällig ist, und wenn wir drittens nicht von möglicherweise irrelevanten Faktoren irregeführt werden (vielleicht der Tatsache, daß die Seife ein Geschenk der Geliebten ist): dann werden wir zu Recht behaupten, jenes Stück Seife gefalle uns wegen seines angenehmen Lavendelduftes. Würde uns der Geruch dagegen nicht bewußt oder wüßten wir nicht, daß bestimmte Gerüche wohl tun, so blieben unsere wahren Gründe für uns selber im Dunkel, und wir erfänden uns irgendwelche andere, die uns aber ebenso glaubhaft vorkämen.

Den Glauben, daß der Mensch imstande sei, sich selber zu erkennen, wenn er nur angestrengt genug nach innen schaue – manche Psychotherapiemethoden nehmen ihn wörtlich. Ihr Credo lautet: Wer sich unter der Anleitung eines Fachmanns darauf einlasse, sich selber systematisch und schonungslos zu erforschen, der werde am Ende seinen wahren Motiven auf die Spur kommen.

Wenn man sich jedoch klarmacht, daß die Menschen offenbar prinzipiell unfähig sind, auch nur in trivialen und kurz zurückliegenden Angelegenheiten ihre wirklichen Beweggründe richtig zu erkennen, weil diese nämlich in einer Schicht ihres Geistes zusammengesetzt werden, zu denen ihr Bewußtsein keinen Zugang hat, wird man dieses Vertrauen für verfehlt halten müssen. Die demonstrierte Bereitschaft der Menschen, auf akzeptierte Theorien zurückzufallen, wenn sie sich selber erklären sollen, und die Auffindung oder Konstruktion einer solchen Theorie mit Selbsterkenntnis zu verwechseln, muß sie anfällig machen für alle Erklärungsangebote, die ihnen gemacht werden. Zumindest liefert ihnen die Introspektion keine verlässliche Kontrolle darüber, welche Erklärungsangebote zutreffen und welche nicht. Das Gefallen, das er an einer Hypothese seines Therapeuten findet, wird der Patient leicht mit deren Bestätigung durch Introspektion verwechseln.

Ein amerikanisches Buch, das die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit der Psychoanalyse – durchaus wohlwollend – unter die Lupe nimmt, kommt unter anderem zu einem Schluß, der sehr gut in dies Bild paßt: „Die Forschung ist

sich einig, daß der Glaube eines Patienten an eine bestimmte Deutung und eine daraus folgende Minderung seiner Angst überhaupt nicht von der Richtigkeit der Deutung abhängen. Forscher haben festgestellt, daß die Menschen sich auch reines Geflunker als treffende Beschreibung ihrer Persönlichkeit enthusiastisch zu eigen machen.“³ Von hier ist es nicht weit zu der Warnung des Philosophen Adolf Grünbaum: „Es ist zwecklos und irreführend, Analysanden zu fragen, warum sich ihr Zustand gebessert hat. Denn auch nach einer erfolgreichen Analyse hat der Patient keinen privilegierten Zugang zu den tatsächlichen Mechanismen, die seine Veränderung bewirkt haben.“¹¹

Bei einer der ersten Demonstrationen dieses Phänomens gab ein amerikanischer Psychologieprofessor seinen neununddreißig Studenten einen Test, der Aufschlüsse über ihre Persönlichkeit erbringen sollte.⁴ Das nächste Mal bekam jeder von ihnen das Ergebnis – ein Blatt mit einer ganzen Reihe von Feststellungen über seinen Charakter. Der Psychologe aber tat nur so, als habe er den Test ausgewertet. In Wirklichkeit hatte er, ohne einen Blick in die Testergebnisse, sich eine einzige Pseudo-Charakterskizze ausgedacht und jedem Studenten ein mit dessen Namen versehenes Exemplar davon ausgehändigt. Jeder bekam also den nämlichen Text; er enthielt Feststellungen wie: „Sie besitzen ein großes Bedürfnis, anderen zu gefallen und von ihnen bewundert zu werden ... Sie haben einen Hang, sich selber kritisch zu sehen ... Obwohl Sie nach außen hin diszipliniert und beherrscht sind, neigen Sie innerlich zu Besorgtheit und Unsicherheit ...“ Dann wurden die Studenten aufgefordert anzugeben, gut sie sich von den Beschreibungen getroffen fühlten. Ein einziger von den neununddreißig fand sich nur mittelmäßig getroffen, alle anderen aber gut bis hervorragend; im Durchschnitt gaben sie daß sie sich von über zehn der dreizehn Feststellungen, die das Pseudo-Charakterprofil enthielt, durchschaut fühlten. Ihr Respekt vor einem Test, der derartiges leistete, war entsprechend groß.

Wie das passieren konnte? Der Psychologe hatte einen Standardtrick von Wahrsagern und Astrologen angewandt: Er hatte die Pseudo-Charakterskizze so allgemein gehalten, daß sie „irgendwie“ auf alle und jeden zutreffen mußte. So ziemlich jeder ist nicht immer sicher, hat sexuelle Probleme, ist mal gesellig, mal reserviert, findet es klüger, nicht immer offenherzig zu sein, oder hat in seiner Kindheit gelegentlich Konflikte mit seinen Eltern gehabt – wer dergleichen auf Kopf zugesagt bekommt, fühlt sich erkannt und vergißt darüber zu bedenken, daß solche Feststellungen für alle gleichermaßen gelten und mithin auch ganz ohne Ansehen der Person getroffen werden können.

Ihre Autorität verdanken Psychotherapeuten auch dem Umstand, daß ihre Patienten sich von ihnen in ihrem Innersten erkannt fühlen. Wenn der Therapeut ihnen bedächtig eröffnet, daß es ihnen offenbar schwerfalle, treu zu bleiben, oder daß sie sich von ihrem Vater zuweilen nicht verstanden ge-

fühlt haben, zucken sie insgeheim zusammen: Ja, so ist es, genau so. Und wer so tief in sie einzudringen vermag, muß der nicht tatsächlich eine ungewöhnliche Kenntnis des Herzens besitzen? Sicher ist jeder in irgendeiner Hinsicht und in irgendwelchen Momenten lieblos – und zuckt also auch schuld- bewusst zusammen, wenn ihm ein privater oder professioneller Charakterdeuter seine Lieblosigkeit vorhält. Um einen solchen Vorwurf wirklich einschätzen zu können, müßte er wissen, ob er liebloser ist, als es Menschen im allgemeinen sind. Denn um zu entscheiden, in welchem Maß eine allgemeine Feststellung über die menschliche Seele auf einen selber zutrifft, müßte man die Durchschnittsnorm kennen. Die aber kennen wir allenfalls nach einer Menge wacher Lebenserfahrung und immer nur recht und schlecht. Und wenn wir sie kennen, fehlt uns oft das Selbstbewußtsein, sie auch wirklich als Maßschnur anzuwenden und zuzugeben: ja, ich bin feiger als die meisten; ja, ich bin zuverlässiger. Darum fällt es Charakterdeutern aller Schattierungen, gut- wie böswilligen, so außerordentlich leicht, uns mit Pseudoerkenntnissen über unsere Person zu bluffen und für einen Blick in den Handteller und ein paar gemurmelte allgemeinmenschliche Platitüden das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Auf Introspektion ist also kein Verlaß – aber auch auf das Gedächtnis nicht. Freud war lange überzeugt, daß die Deutungen des Psychoanalytikers durch die Erinnerungen des Patienten bestätigt werden müßten, um als richtig gelten zu können. Das war lange seine Wahrheitsprobe: daß sich der Patient an die verdrängten – also die vergessenen – Inhalte, die der Analytiker herbeideutete, tatsächlich erinnerte. Erst im Alter ließ Freud diesen Anspruch fallen: „Der Weg, der von der Konstruktion des Analytikers ausgeht, sollte in der Erinnerung des Analysierten enden; er führt nicht immer so weit. Oft genug gelingt es nicht, den Patienten zur Erinnerung des Verdrängten zu bringen. Anstatt dessen erreicht man bei ihm ... eine sichere Überzeugung von der Wahrheit der Konstruktion, die therapeutisch dasselbe leistet wie eine wiedergewonnene Erinnerung“.⁹ Die wiedergefundene Erinnerung – sie schien eine gewisse Kontrolle dafür zu bieten, daß der Analytiker mit seinen Vermutungen auf dem richtigen Weg war. Der Analytiker riet ja nur; aber manchen seiner Vermutungen wäre eben die Erinnerung des Patienten entgegengeworfen und anderen nicht. Nun aber entfiel auch diese Kontrolle, und es sollte genügen, daß der Patient fest an die Deutung seines Analytikers glaubte (was natürlich ebensogut darauf zurückgehen konnte, daß dieser sie ihm suggestiv genug aufgeredet hatte).

Doch selbst wenn der Patient sich zu erinnern scheint, wäre auf diese Erinnerungen kaum zu bauen. Denn so bereitwillig, wie der Mensch falsche Erklärungen seiner Beweggründe für die pure, durch Introspektion gewonnene Wahrheit nimmt, so bereitwillig hält er auch fiktive Erinnerungen für echt.

Freuds Ansicht, daß wir das Leben lang sämtliche Eindrücke getreulich

aufbewahren, auch wenn sie manchmal nur schwer oder gar nicht auffindbar sind, ist nicht haltbar. „Der wichtigste und auch befremdendste Charakter der psychischen Fixierung“ – schrieb er – „ist der, daß alle Eindrücke in der nämlichen Art erhalten sind, wie sie aufgenommen wurden, und überdies noch in all den Formen, die sie bei den weiteren Entwicklungen angenommen haben ... Jeder frühere Zustand des Gedächtnisinhalts [läßt sich] wieder für die Erinnerung herstellen.“⁵ Und fünfzehn Jahre später: „In den psychoanalytischen Behandlungen ist ganz regelmäßig die Aufgabe gestellt, die infantile Erinnerungslücke auszufüllen, und insoferne die Kur überhaupt einigermaßen gelingt, also überaus häufig, bringen wir es auch zustande, den inhalt jener vom Vergessen bedeckten Kindheitsjahre wieder ans Licht zu ziehen. Diese Eindrücke sind niemals wirklich vergessen gewesen, sie waren nur unzugänglich, latent, haben dem Unbewußten angehört.“⁷

Wieder und wieder jedoch hat sich in Gedächtnisexperimenten gezeigt, wie leicht wir unsere Erinnerungen abändern, fälschen, ergänzen oder auch ganz und gar erfinden, ohne doch ihre Echtheit anzuzweifeln. Der große Psychologe Jean Piaget – ein täuschungsresistenter Mann – erinnerte sich lebhaft, wie man ihn als Zweijährigen aus seinem Kinderwagen entführen wollte. In allen Einzelheiten hatte er es vor sich: die Champs-Élysées, das Kinderfräulein, das bei seiner heldenhaften Verteidigung Schrammen im Gesicht davontrug, die Flucht des Kidnappers, die Menge der Umherstehenden, das kurze Cape und den weißen Stab des Polizisten. Als er fünfzehn war, gestand das Kinderfräulein, das inzwischen in die Heilsarmee eingetreten war, reumütig, daß sie die ganze Geschichte erfunden hatte. „Ich muß also in meiner Kindheit diese von meinen Eltern geglaubte Geschichte gehört und sie in der Form einer visuellen Erinnerung in die Vergangenheit projiziert haben.“¹

Ein Patentschlüssel zu verlorenen Erinnerungen soll Hypnose sein. Tatsächlich, unter Hypnose erinnern sich viele Menschen an Dinge, die ihnen im wachen Zustand nicht gegenwärtig waren. Aber diesen Erinnerungen ist nicht zu trauen. In einem neueren Experiment² – es ging darum, sich möglichst viele aus einer Serie von sechzig Zeichnungen ins Gedächtnis zu rufen, die kurz vorgeführt worden waren – tauchten bei Hypnotisierten zwar doppelt so viele Erinnerungen auf wie in einer wachen Kontrollgruppe. Aber ihre Erinnerungen enthielten auch dreimal so viele Fehler. Die Gedächtnisanstrengung hatte unter Hypnose fast nur Pseudo-Erinnerungen zum Vorschein gebracht. Dabei waren alle fest von der Authentizität ihrer Erinnerungen überzeugt.

Wir können durch Innenschau einfach nicht entscheiden, welches unsere wahren Erinnerungen und Beweggründe sind. So zuversichtlich wir es auch immer wieder versuchen – wir riskieren, uns gewaltig zu täuschen. Anders gesagt: Introspektion und Erinnerung sind vielen von uns eine Lust – ihr epistemologischer Wert aber ist leider äußerst gering.

Freuds Modell war dramatisch genug: Hier das „Ich“, das seine Angelegenheiten in Bewußtheit zu regeln versucht, dort „das Unbewußte“, das wilde Monster Id, das mit seinen zügellosen Begierden „das arme Ich“ bedrängt. Die Wahrheit ist wohl weniger dramatisch. In dieser Gestalt gehört „das Unbewußte“ ins Reich der Mythen. Aber unbewußt verläuft in unserer Seele viel mehr, als selbst Freud ahnen konnte. Und der ehrwürdigen Devise „Erkenne dich selbst!“ haftet ein ewiger Ruch von Vergeblichkeit an. Wir spähen und spähen nach innen – und entdecken, was unser Geistorgan verrichtet hat, nicht aber, wie es seine Arbeit tut.

Literatur

1. **Baddeley, Alan:** *Your Memory*. London: Multimedia, 1982. Deutsch: *so denkt der Mensch*. München: Droemer Knauer, 1986, S.140
2. **Dywan, Jane/Kenneth Bowers:** „The Use of Hypnosis to Enhance Recall“. *Science*, 222, 14.10.1983, S.184-185
3. **Fisher, Seymour/Roger P. Greenberg:** *The Scientific Credibility of Freud's Theories and Therapy*. New York: Basic Books, 1977, S.364
4. **Forer, Bertram R.:** „The Fallacy of Personal Validation – A Classroom Demonstration of Gullability“. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 44, 1949, S.118-123
5. **Freud, Sigmund:** *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*. Gesammelte Werke, Band 4, London: Imago, 1941, S.305
6. **Freud, Sigmund:** „18. Vorlesung: Die Fixierung an das Trauma, das Unbewußte“. In: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychologie*, Studienausgabe, Band 1, Frankfurt am Main: S. Fischer, 1969, S.283-284
7. **Freud, Sigmund:** „13. Vorlesung: Archaische Züge und Infantilismus des Traumes“. In: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychologie*, Studienausgabe, Band 1, Frankfurt am Main: S. Fischer, 1969, S.205-206
8. **Freud, Sigmund:** „Die Widerstände gegen die Psychoanalyse“. In: *Gesammelte Werke*, Band 14, London: Imago, 1948, S.97-111
9. **Freud, Sigmund:** „Konstruktionen in der Analyse“. Studienausgabe, Ergänzungsband, Frankfurt am Main: S. Fischer, 1975, S.403
10. **Goethals, George R./Richard F. Reckman:** „The perception of consistency in attitudes“. *Journal of Experimental Social Psychology*, 9, 1973, S.491-501

11. **Grünbaum, Adolf:** „Epistemological Liabilities of the Clinical Appraisal of Psychoanalytic Theory“. *Psychoanalysis and Contemporary Thought*, 2, 1979, S.451-523, S.509

12. **Latané, Bibb/John M.Darley:** *The Unresponsive Bystander*. New York, Appleton, Century, Crofts, 1970

13. **Nisbett, Richard E./Timothy DeCamp Wilson:** „Telling More Than We Can Know – Verbal Reports on Mental Processes“. *Psychological Review*, 84 (3), 1977, S.231-259

14. **Nisbett, Richard E./Lee Ross:** *Human Inference – Strategies and Shortcomings of Social Judgment*. Englewood-Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 1980